

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Der Zwerg.

Erzählung aus dem spanischen Hofleben von K. Labacher.

1.

An einem Juliabende des Jahres 18 . . entfesselte sich eines jener Gewitter über Madrid, wie sie nur im Süden so heftig und gefahrdrohend sich entwickeln. Die Blitze zuckten so unablässig kreuz und quer durch die Lüfte, der Donner machte mit seinen harten, lang nachrollenden Schlägen die Erde so unheimlich erzittern, daß sich selbst die gegen dergleichen Naturerscheinungen stumpf gewordenen Spanier erschrocken in ihre sicheren Behausungen zurückzogen. Die schlecht gepflasterten Straßen gestalteten sich unter den wolkenbruchartigen Regengüssen bald zu eben so vielen Kanälen um, in welchen die wenigen verspäteten Spaziergänger bis über die Knöchel waten mußten. Wenige Lichtstrahlen fielen aus den Häusern ins Freie heraus, denn um dem unheimlichen Anblick der Blitze zu entgehen, hatte man die Läden der meisten Fenster geschlossen. Auch diese spärlichen Lichter erloschen zeitlich; das Unwetter veranlaßte die erschreckten oder gelangweilten Einwohner der Stadt, bald zu Bette zu gehen. Nur in der ärmlichen Vorstadt Murcie, auf dem sogenannten Maurenstege, drang noch gegen Mitternacht aus dem einzigen Fenster einer elenden, vom Alter halb zerfressenen Hütte ein fahles, zitterndes Licht.

Das Innere dieses notdürftigen Menschenasyles bestand aus einem einzigen und nicht allzu geräumigen Gemache, welches wegen der Feuchtigkeit und dem dumpfen Modergeruche mehr einem Keller als einem zum Bewohnen tauglichen Zimmer glich. In dem rauchgeschwärzten Kamine brannten unter melancholischem Knistern einige Pinienzapfen. Die herrschende Dunkelheit wurde nur streifenweise von dem flackernden Scheine eines angezündeten Kienspanes erhellt. — In einem Winkel schlief auf einem Bunde halb verfaulten Strohes eine Gestalt, die, bei dem zweifelhaften Dämmerlichte gesehen, etwas halb Groteskes und halb Unheimliches hatte. An einen übergroßen Kopf mit einem fahlen, gedunsenen Gesicht schloß sich ein kurzer, unförmlich dicker Körper, dessen Arme und Beine wieder beinahe kindhaft klein und schmächtig waren. Rote Haarbüschel hingen dem seltsamen Wesen ungeordnet über die niedrige Stirne. Seine Augen, trotz seines sichtlich tiefen Schlummers halb geöffnet, hatten etwas Gespenstisches, wie sie sich rastlos in ihren Höhlen bewegten.

In der Mitte des Gemaches saß ein Mann von mittlerem Lebensalter mit übereinander geschlagenen Beinen und auf die großen, schwieligen Hände gestütztem Haupte. Zwei mächtige, durch eine Stange verbundenen Kübel, welche neben ihm auf dem Fußboden standen, verrieten sein Gewerbe als Wasserträger. Er trug einen mehr als einfachen Rock aus dunkelgrauem Zeuge, die Beine waren bis hinauf zu den Knieen nackt, nur an jeder Fußsohle konnte man ein Stück Kuhleder bemerken, mit einer Schnur nachlässig daran geknüpft.

Er schien aufmerksam, ja ängstlich hinaus ins Freie zu horchen, aber nur das nun fernere Rollen des Donners, das Heulen des Sturmes, das Rauschen des Regens drang an sein lauschendes Ohr.

„Elend und Jammer!“ sagte er plötzlich laut zu sich selber, während er den Kopf erhob und nach der Mißgestalt auf dem Strohlager hinüberblickte.

Eine Art von schmerzhaftem Stöhnen, welches aus jenem Winkel drang, ließ ihn heftig zusammenzucken.

„Auch im Schlafe verfolgt mich das unselige Geschöpf mit seinen Klagen,“ setzte er nach einer Pause sein Selbstgespräch fort. „Der Hunger wühlt wohl wieder in seinen Eingeweiden. Wird er denn nie satt sein? Könnte ich ihn wenigstens mit meinem Herzblut, mit meinen Thränen nähren! Vielleicht auch leidet er durch den kalten Wind, der zu allen Ritzen dieses alten Euleanestes hereindringt.“

Er erhob sich, zog seinen Rock aus und legte denselben sorgfältig über den Schlafenden.

„Armes, von der Natur mißhandeltes Geschöpf, wer hätte Mitleid mit Dir, wenn wir Dich verlassen wollten, ich und Dein Bruder, und doch, es wird uns so schwer, Brot für Dich zu beschaffen! Wo nur Jose bleibt? Das ist wahrhaftig kein Abend, um den Fremden die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Oder sollte er endlich einen anderen Verdienst gefunden haben? Er bleibt sonst nicht ohne Not vom Hause weg.“

Wieder nahm der einsame Mann seinen vorigen Platz ein und wieder horchte er hinaus in die sternenlose, stürmische Nacht.

„Endlich, endlich!“ rief er mit einemmale fast jubelnd. „Mein Liebling, mein Jose, ich komme schon.“

Mit einem Lächeln der innigsten Zärtlichkeit, welches sich auf seinem verwilderten Gesichte gar seltsam ausnahm, lief er an die Thüre und zog den Riegel zurück. Doch erschrocken sprang er zur Seite, als ein Mann mit entblößtem, blutbeflecktem Degen hereinstürzte und die Thüre rasch wieder hinter sich verschloß. Die Kleidung des Fremden verriet



Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich-Ungarn. (Mit Text.)

den Edelmann, er trug den breiten, mit Federn geschmückten Hut tief in die Stirne gedrückt. Blutstropfen beflecken auch seinen langen Mantel.

„Wer sind Sie — woher kommen Sie, was ist geschehen?“ fragte der Wasserträger mit bebender Stimme.

„Rette mich, armer Mann, und ich will Dir einen Palast zum Bewohnen geben und Deine Glieder auf Eiderdunen betten!“ erwiderte der Fremde, sichtlich zu Tode ermattet von einer überstürzten, wilden Flucht.

„Sie retten!“ rief der Wasserträger überrascht. „Ach, es ist lange her, seit eine menschliche Stimme mich um Hilfe ansprach. Durch was könnte Euch der bettelarme Mendiorez nützen, der seine eigenen Kinder nicht einmal vor dem Hunger zu verteidigen weiß? Seit Monaten brodelte keine Suppe auf unserem Herdfeuer, kein Stück Brot befindet sich im Speiseschrank. Ich erwartete eben meinen älteren Sohn, der in der ganzen Stadt vergebens um Arbeit bettelt. Dort schläft mein Jüngster, eine zwerghafte, kränkliche Mißgeburt. O Herr, Ihr seid in ein Haus geraten, aus dem jede Hoffnung lang entflohen ist!“

Der Fremde hatte den Wasserträger mit sichtbarer Ungeduld angehört.

„Und dennoch bist Du in diesem Augenblicke glücklicher und mächtiger als ich, denn wenn Du mir Deinen Beistand versagst, so bin ich ein verlorener Mann!“ erwiderte er. „Im Namen Deiner Kinder, versage mir Deine Hilfe nicht und ich will euch mit Schätzen überhäufen. Wenn mir diese Hütte zum Asyl dient, will ich ihren Fußboden mit Goldstücken für Dich bedecken. Wenn Du mich aber vertreibst, lieferst Du mich in die Hände des Henkers!“

Der Fremde hatte mit Klugheit zwei Saiten berührt, welche stets im Herzen des Mannes aus dem Volke wiederzuklingen pflegen, die Habsucht und das Mitleid. Trotzdem zögerte der Wasserträger mit seiner Antwort. Etwas wie Demütigung und Scham sprach aus seinen Mienen, als er endlich, in dem elenden Gemache umherblickend, erwiderte: „Sie finden mich in Armut und Jammer, edler Herr! Trotzdem bin auch ich von vornehmer Abkunft, um meiner politischen Gesinnungen willen jeder Habe beraubt, aber nicht meines Stolzes, meines Ehrgefühles. Ich möchte keinen Verbrecher den Händen der Gerechtigkeit entziehen.“

„Ich hatte das Unglück, einen Mann zu töten, der mir meine Börse entreißen wollte, das ist alles. Die Verfolger sind mir auf den Fersen!“ sagte der Edelmann, das Haupt mit neu erlangter Würde und Fassung erhebend. „Du wirst wissen, daß jeder freiwillige oder zufällige Mord am heutigen Tage, dem Feste der heiligen Jungfrau Maria begangen, in den Augen der Inquisition zur Gotteslästerung, zum todeswürdigen Verbrechen wird, und Du weißt auch, daß jene Richter keine Nachsicht, kein Erbarmen kennen. Da ich Dir denn doch ganz vertrauen muß, so sei Dir noch gesagt, ich bin der Graf Mediana, meine mächtigen Feinde bei Hofe lauern auf eine Gelegenheit, mich zu verderben. Diese Gelegenheit ist gekommen, wenn Du mich nicht bei Dir verbergen willst. Entscheide, ob meine Feinde triumphieren sollen!“

Der Wasserträger streckte, wie von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, dem Edelmanne, dem bekannten Günstling des Königs die Hand entgegen.

„Es liegt nichts Entehrendes in Ihrer That!“ sagte er leise. „Wohlan, diese Wohnung der Armut soll Ihnen ein sicheres Asyl gewähren; ich bürge mit meinem Blute für Ihr Leben! Sehen Sie dort neben dem Strohlager den alten, vergilbten Vorhang? Er verbirgt eine Nische, durch die man in eine fensterlose, kleine Kammer gelangt. Ich werde dafür sorgen, daß man Sie an jenem Ort nicht sucht; eilen Sie, verbergen Sie sich, ich höre Ihre Verfolger an der Thüre!“

Der Graf mußte über den mißgestalteten Sprößling des Wasserträgers hinwegsteigen, um sich nach dem ihm angewiesenen Verstecke zu begeben. Er meinte zwei glühende Augen aus dem Gesichte des Zwerges auf sich geheftet zu sehen. Doch von tödlicher Angst und Unruhe getrieben, schenkte er dem unseligen Geschöpfe wenig Beachtung und schlüpfte behende hinter den schmutziggrünen Vorhang.

Es war höchste Zeit gewesen. Heftige Schläge wurden gegen die Thüre der Hütte geführt; der Wasserträger mußte öffnen, wollte er keinen Verdacht erregen. Er thats ohne Zögern und ohne Eile, mit der unbefangensten Miene von der Welt.

Ein Wachehauptmann von zwei Bogenschützen und vielen Neugierigen gefolgt, betrat die Hütte, in der er sich sogleich mit argwöhnischem Blicke umsah.

Mendiorez hatte das einzige Fenster der Hütte aufgestoßen; dorthin wies nun der Hauptmann mit gerunzelter Stirne.

„Der Vogel ist also schon entflohen?“ wendete er sich mit vieler Härte an den Wasserträger.

Mendiorez that so, als ob er die Frage nicht verstünde. Mit verwunderter Miene glotzte er den Hauptmann an, was dessen Ingrimm nur erhöhte. Die Bogenschützen lächelten über die erheuchelte Einfalt des Wasserträgers. — Der Hauptmann stand einige Minuten in Nachdenken versunken.

„Und dennoch kann er nicht entflohen sein, er wäre uns in die Hände gelaufen, oder wir hätten wenigstens das Geräusch seiner Schritte gehört. Du versteckst also den Verbrecher. Weißt Du, daß dies Dich selber zu einem der Todesstrafe verfallenen Delinquenten macht?“

„Ich sah und hörte nichts, ich schlief,“ erwiderte Mendiorez so ruhig wie früher. „Uebrigens ist diese Hütte leicht zu durchsuchen, ich wüßte nicht, wo sich hier ein Mensch verstecken sollte.“

Der Wachhauptmann ließ durch seine Bogenschützen wirklich in dem nicht allzuweiten Raume das Unterste zum Obersten kehren. Mit Befremden und Unwillen bemerkte er jedoch, daß seine Leute den Winkel gänzlich unbeachtet ließen, in welchem sich das Strohlager befand.

„Oh, ihr seid faul und vergeßlich!“ herrschte er ihnen höhnisch zu. „Warum bleibt jene Ecke dort undurchsucht?“

„Aber dort schläft ja Pedro, der Zwerg; wir werden ihn doch nicht wecken sollen?“

„Warum nicht? und wärs der Teufel. Gehorchet!“

„Wenn euch euer Leben lieb ist, laßt den Zwerg in Ruhe!“ riefen einige Stimmen aus der Gruppe der Neugierigen, die den Eingang der Hütte umdrängten. Die Bogenschützen wichen erschrocken zurück.

„Memmen!“ schrie der Hauptmann. „Was soll dieses Zaudern und was ist's mit diesem Pedro? Wer kommt ihr dazu, ihn zu fürchten?“

„Man sagt, daß er den ‚bösen Blick‘ hat,“ flüsterte einer der Schützen scheu. „Er ist trotz seiner Mißgestalt sehr klug und verständig und dabei außerordentlich rachsüchtig. Wer ihm oder den Seinen etwas zuleide getan hat, auf den heftet er seinen gefährlichen, schrecklichen Blick, der wie glühendes Eisen ins Herz dringt und dem Behexten keine Ruhe mehr gönnt bei Tag und Nacht. Da war ein Nachbar, der Jose, den älteren Sohn des Wasserträgers beleidigte. Wohlan, Pedro verschaffte seinem abgöttisch geliebten Bruder Genugthuung. Er fixierte den Beleidiger mit seinem mächtigen Auge und schickte ihm dadurch eine abzehrende Krankheit an den Hals, an der er binnen wenigen Wochen zu Grunde ging.“

„Dummheiten, Possen!“ rief der Wachhauptmann, gezwungen auflachend. Doch wiederholte er den Befehl nicht mehr, die betreffende Ecke zu durchsuchen, sondern gab seinen Leuten das Zeichen zum Rückzuge. Auch die Neugierigen verliefen sich nach und nach — es wurde still auf der Straße.

„Mein Gott, wo nur mein Sohn bleibt!“ seufzte der Wasserträger bekümmert, und vom Strohlager des Zwerges tönte es wie ein wimmerndes Echo: „Jose, wo ist mein Bruder Jose?“

2.

Von der Flußseite der Straße her drängte sich wenige Minuten später von neuem ein Menschenhaufen. Man hatte das Opfer des gräflichen Mörders aus den Wassern gefischt, in welche es sterbend von der Brücke aus hinabgerollt war. Warum trug man die Leiche nun geradezu vor die Hütte des Wasserträgers Mendiorez, deren Thüre sich wieder geschlossen hatte?

„Es wird dem Alten zu Herzen gehen!“ sagte eine Stimme aus der dichtgedrängten Gruppe. „Es ist auch wahrhaft schade um den hübschen, gutmütigen Jüngling —“

Ob Mendiorez diese Worte gehört hatte, oder ob er nur nach dem Grunde des neuen Lärmes sehen wollte? Genug, er lugte durch die Thüre, welche er halb geöffnet in Händen hielt.

„Oh, mache nur weiter auf, Du armer Alter, damit wir den Körper hineintragen können!“ rief man ihm mitleidig zu. „Gott strafe seinen Mörder, der uns leider entkommen ist!“

„Den Körper — wessen Körper? — hier ist nicht das Leichenhaus!“ stammelte Mendiorez, während er zugleich unter dem Einfluß eines fürchterlichen Gedankens fahl wurde und wie Espenlaub erzitterte.

Die Leute aus dem unteren Volksstande, abgehärtet gegen Schmerz, wie sie durch die lange Gewohnheit des Leidens und Entbehrens sind, denken selten daran, sich gegenseitig auf einen neuen Schicksalsschlag erst langsam vorzubereiten, deshalb schrie man dem Wasserträger von allen Seiten zu: „Armer Vater, Du wirst doch Deinem toten Sohn nicht den Einlaß verweigern?“

Mit einem unartikulierten Laute des Entsetzens wich Mendiorez in das Innere der Hütte zurück, und dorthin wurde nun auch die Leiche eines schönen Jünglings getragen, dessen Kleider und langen braunen Locken von Wasser trieften. Das Licht des brennenden Kienspanes fiel gerade auf das bleiche Antlitz des Toten. Keinen Zweifel konnte der unglückliche Vater mehr hegen, es war sein vergebens erwarteter, sein geliebter Sohn, seine Freude, seine Hoffnung, seine Stütze.

„Jose!“ schrie er in einem Tone, dessen unbeschreiblicher Jammer Thränen in die Augen der Umstehenden lockte. Dieser Schrei, dieser Name erweckte den Zwerg Pedro endlich aus seiner lethargischen Unbeweglichkeit. Er glich einer aus Menschenfleisch geformten abschreckenden Kugel, als er vom Bette aufspringend hin zu der Leiche glitt und sich unter seltsamen Klagelauten über dieselbe hinwarf. Er streichelte des Bruders feuchte, kalte Wangen, er flüsterte Schmeichelnamen in sein Ohr, er wühlte in seinen nassen Locken; dann, plötzlich seine eigene Hand betrachtend, die sich an dem Leichnam mit Blut befleckt hatte, und die ganze traurige Wahrheit erratend, stieß er ein so entsetzenerregendes Brüllen aus, daß alle Anwesenden hastig hinaus ins Freie flohen und auch, den Strahl des „bösen Auges“ fürchtend, nicht mehr nach der Stätte des Unglücks zurückzukehren wagten. — Pedro war neben dem Bruder flach auf den Boden hingesunken, entweder bewußtlos oder doch von seinem ungeheuren Schmerze betäubt.

Mendiorez schloß mit dem starren Blicke und den mechanischen Gebärden eines Nachtwandlers die Thüre der Hütte. Dann kehrte er zu seinem toten Kinde zurück und sprach zu ihm wie zu einem Lebendigen.

„Du wolltest ihm die Börse entreißen und er stieß Dir dafür seinen Degen in den Leib. Die Strafe war unmenschlich, mein Jose, denn Du thatest es für mich und für Pedro, mein armer Jose. Du wolltest uns dem Hunger, dem Elend entreißen, deshalb wurdest Du zum Straßenräuber, und er, der Dich tötete, ist in meinem Hause; ich habe ihm Schutz und Sicherheit versprochen! O mein Gott, so ist mir denn auch der süße Trost versagt, Dich zu rächen! Aber zeigen kann ich ihm wenigstens seine Heldenthat und meinen Vaterfluch auf sein mörderisches Haupt schleudern." Schwankend gleich einem Trunkenen ging er zu dem Vorhang neben dem Strohlager hin und schrie mit vor Erregung heiserer Stimme: „Komme hervor, Mörder, und wage es, einem trostlosen, einem vor Jammer wahnsinnigen Vater ins Antlitz zu schauen."

Der Graf v. Mediana trat bleich und gebeugt zu der Leiche. Er hatte alles Vorgefallene gesehen und begriffen und glaubte sich verloren. Die Liebe zum Leben raubte dem heiteren Hofmann für den Augenblick sogar seinen gerühmten Mut und seine Geistesgegenwart.

„Das ist Dein Sohn — ich habe ihn getötet, Du wirst mich nun ausliefern und ich begreife das!" stammelte er. „Thue, was Du nicht lassen kannst — ich bin bereit!"

„Nein, ich habe Dir Schutz und Sicherheit versprochen und Sicherheit soll Dir gewährt sein, so lange ich sie Dir gewähren kann!" stieß Mendiorez zwischen den Zähnen hervor. „Vergiß nicht, daß adeliges Blut in meinen wie in Deinen Adern rollt, und wann ist ein kastilianischer Edelmann seinem Worte untreu geworden? Sei ohne Furcht, meine Ehre verbietet mir, Dich auszuliefern!"

„Deine Großmut ist übermenschlich!" rief der Graf, im Innersten erschüttert. „Ich beklage und bewundere Dich. Ich habe nur eines zu meiner Verteidigung zu sagen. Dein Sohn fiel mich räuberisch an, ich verteidigte mich; nur der heutige heilige Tag ist's, der aus einem Akt der Notwehr ein todeswürdiges Verbrechen macht. Warum bat mich Dein Sohn nicht um ein Almosen? Bei Gott, ich hätte es ihm nicht verweigert!"

„Ein kastilianischer Edelmann kann nicht betteln!" rief Mendiorez wild, sein ergrautes Haupt schüttelnd, „und wisse, für mich und dieses arme, unselige Geschöpf da war's, daß sich Jose zum Straßenräuber machte. Nun kannst Du gehen, Mörder! Ich werde Dir nicht folgen, ich werde keine Anklage gegen Dich erheben, ich werde durch kein Wort verraten, wer mein Kind getötet hat. Aber hüte Dich, mir an einem anderen Orte zu begegnen. Du hast fortan einen unversöhnlichen Feind in Mendiorez, der Dir keine Schonung mehr schuldig ist, sobald Du der heutigen Gefahr entronnen bist."

Der Graf wollte antworten, aber eine Gebärde des Wasserträgers hieß ihn schweigen und gehen. Ohne daß Mendiorez es bemerkte, ließ der Graf die Börse, welche Jose ihm hatte rauben wollen, auf den im Dunkeln stehenden Tisch gleiten und verließ die Hütte.

Der Zwerg erhob sich halb vom Boden und sah dem sich Entfernenden mit einem glühenden Blicke nach.

„Vater, ich habe ihm keine Sicherheit versprochen," murmelte er. „Vater, ich werde Jose rächen!"

3.

„Habt ihr schon gehört? ein Zwerg hat den Grafen Mediana eines Mordes am Festtage der heiligen Jungfrau angeklagt! Wie lächerlich! Als ob man einen so mächtigen Mann, den Günstling unseres allerhöchsten Monarchen, überhaupt verdächtigen könnte — und von solcher Seite. Er lacht denn auch nur über die unsinnige Anklage und hat den Zwerg in seine Livree stecken lassen, damit er ihm als Hausnarr diene. So antwortet ein Mediana auf die Stimme der Verleumdung!"

Die Freunde und Parteigänger des Grafen Mediana erzählten in dieser Weise einen Vorfall, der leicht tödliche Folgen für ihn hätte haben können; denn nur des Königs Machtwort hatte ihn der Verpflichtung überhoben, ein Alibi für die Stunde nachzuweisen, in welcher der Mord an Jose Mendiorez vollbracht worden war. Der König konnte so seinen Günstling retten, da man denselben nicht auf frischer That ertappt hatte. Jedoch erhielt Mediana die Weisung von seinem Monarchen, daß er eine Reise ins Ausland unternehmen und nicht eher wiederkehren solle, bis die gegen ihn erhobene Anklage vergessen sei.

Gerade jetzt wurde übrigens die Aufmerksamkeit der Stadtbewohner gar gelegen auf einen anderen Gegenstand geleitet, auf die Ankunft der jungen Königin, die den ersten Winter nach ihrer Vermählung in Madrid verbringen sollte. Man erzählte sich Wunder von der Schönheit und Anmut der Fürstin und dennoch wurde jede Schilderung durch ihre lebendige Gegenwart weit in den Schatten gestellt. Als sie an der Seite ihres königlichen Gemahles zum erstenmale durch die Straßen der spanischen Hauptstadt fuhr, da las man die Begeisterung in jedem Blicke, da tönte das Entzücken aus jedem Zurufe, eine Begeisterung und ein Entzücken, die diesesmal mehr der herrlichen, bewunderungswürdigen Frau als der stolzen Königin galten.

Die schöne Elisabeth war denn auch mehr eine liebenswerte und der Liebe bedürftige Frau, als eine etikettenstrenge, steife, hochmütige Königin. In die unverletzbaren spanischen Hofformen eingepreßt, durch Staatsrücksichten mit einem vor der Vermählung nie von Angesicht zu Angesicht erschauten Gatten verbunden, mußte ihre weiche und empfindsame Seele bald einen Mangel, eine Leere in sich entdecken, die ihr im väterlichen Palaste, an der Seite einer zärtlichen Mutter unbekannt gewesen war. Sie sehnte sich nach mehr Freiheit, oder wenigstens nach Einsamkeit, in der sie wenigstens ihrer Phantasie erlauben durfte, mit den Bildern der Vergangenheit zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Anthony Drew.

Aus dem Englischen. Von Olga Piorkowska.

„Brauchen Sie einen Chorsänger, Herr?"

„Ich glaube kaum," erwiderte Baptiste Norman langsam, während er von seinem Lehnstuhl aus prüfend nach der Gestalt an der Thüre schaute.

Zögernd wandte sich der Knabe zum Gehen.

„Halt einen Augenblick," sagte der Organist, „wie heißt Du?"

„Anthony Drew, Herr."

„Ich will es mir überlegen, mein Junge," meinte Professor Norman nach kurzer Pause; darauf entfernte sich der Knabe und trat hinaus in die kalte Winternacht.

Während des ganzen Abends, den der Organist an der Kathedrale zu Newborough an seinem einsamen Herd verbrachte, schwand ihm des Knaben Gesicht nicht wieder aus dem Gedächtnis und wiegte ihn in einen langen, süßen Traum. Jetzt ahnte er nicht, daß die flüchtige, nebelhafte Idee in kommenden Jahren eine feste, greifbare Form annehmen und langsam aber sicher in sein Leben eingreifen und ein Teil desselben werden würde.

1.

In einem Dorfe wenige Meilen südwärts von Caen lebte eine arme englisch-französische Familie Namens Norman. Das Haupt dieser Familie war der Lehrer des einsamen, abseits liegenden Dorfes — ein guter, braver, ernster und fleißiger Mann, der freudig die große Familie ernährte, welche um ihn herum aufwuchs. Er hatte eine junge Engländerin Namens Rosamond Drew geheiratet, ein armes, mittelloses Mädchen, welches von ihren reichen Verwandten abhängig war, die auf dem alten, zu seinem Bezirk gehörigen Schloß lebten. Diese gänzlich aus Liebe geschlossene Ehe war in jeder Weise eine glückliche. Norman's Mutter war auch Engländerin gewesen wie seine Frau, und wie jene, starb auch sie bei der Geburt ihres siebenten Kindes. Dieses Kind, ein Mädchen nach sechs Knaben, taufte der gute Lehrer Rosamond Drew und liebte es ebenso leidenschaftlich, wie sein dahingeschiedenes Weib. Mit den Jahren zerstreuten sich die Söhne nah und fern, bis nur noch der Jüngste und Rosamond zu Hause waren, um dem ergrauenden Haupt des Vaters Trost und Stütze zu sein.

Das alte „Château de Gourles", aus dem sich Norman sein Weib geholt hatte, war in andere Hände übergegangen. Ein vornehmer französischer Edelmann — Monsieur le Chevalier La Croix — hatte es gekauft. Seine Gemahlin gehörte einer entfernten Linie des Hauses der Bourbonen an, und war zur Zeit Ludwigs XVIII. eine berühmte Schönheit bei Hofe gewesen; seit ihrer Vermählung jedoch hatte sie wegen des Chevaliers wankender Gesundheit in gänzlicher Zurückgezogenheit gelebt. Ihr einziger Sohn war ein verschwenderischer, junger Mann, der nach seines Vaters Tod sich den Titel Chevalier anmaßte und seiner Person eine viel größere Wichtigkeit beilegte, als in Anbetracht des Testamentes seines Vaters — dieser hatte seines Sohnes schlechte Gewohnheiten vollkommen erkannt — nötig gewesen wäre, da er weder auf Gelder noch Grundbesitz ohne seiner Mutter ausdrückliche Erlaubnis Anspruch machen konnte. Nichtsdestoweniger aber hatte der junge Mann ein so freies, ungezwungenes Wesen, daß er sich aller Herzen gewann. Seine Mutter liebte ihn, die Dienerschaft vergötterte ihn und zu ihrem Unglück liebte ihn auch Rosamond Norman.

Des Lehrers schöne Tochter hatte dem Chevalier La Croix nicht ungesucht ihr Herz geschenkt. Seine Mutter, welche Norman kannte und achtete, und überdies seine beschränkten Verhältnisse ihr kein Geheimnis waren, erbot sich, einen Teil zu des jungen Mädchens Ausbildung beizutragen. Der Lehrer nahm dieses Anerbieten dankbar an und war sehr erfreut darüber, daß Rosamond die Fertigkeiten nicht vorenthalten werden sollten, die ihre Mutter sie gelehrt haben würde, wäre diese noch am Leben gewesen.

Dank Madame La Croix's Fürsorge wurde Rosamond Norman eine vollendete Pianistin, ein Talent, welches sie in nicht geringem Maße mit ihrem jüngsten Bruder teilte. Als liebenswürdige Künstlerin und gründlich bewandert in allen Wissenschaften, war sie durchaus befähigt, die Stellung einer Lehrerin und Erzieherin zu übernehmen, wenn ihr Vater bei seinem Tode sie unversorgt in der Welt zurücklassen würde.

So weit standen die Dinge recht gut; doch Rosamond lernte außer Musik, Sprachen und Handarbeiten noch etwas anderes. Im Park des alten Schlosses fanden Zusammenkünfte statt, da gab es süße Geständnisse, und lange bevor sich der Sommer zu Ende neigte, strahlte Rosamond Norman's Lebenslicht nur noch aus den blauen Augen des jungen Chevaliers.

Im Herbst verließ des Lehrers Tochter heimlich, ohne ein Wort des Abschieds, ihr friedliches Heim, um den Mann ihrer Liebe zu heiraten. Nach dem ersten wilden Zornesausbruch blieben Madame La Croix Lippen über diesen Punkt versiegelt; keines Menschen Ohr flüsterte sie jemals ihren Kummer zu. Nicht so der gute Lehrer. Tag für Tag erfüllte er seine Pflichten, doch jeden Abend schluchzte er, auf seines Sohnes Schulter gelehnt, seinen Schmerz laut hinaus, wenn die beiden zusammensaßen und den Winterstürmen lauschten, welche heulend das Haus umtosten. Im zeitigen Frühjahr starb er. Wäre ihm dieser Kummer erspart geblieben, dann hätte er vielleicht noch manches Jahr gelebt; er starb ohne das tröstliche Bewußtsein, daß, so thöricht seine geliebte Tochter auch gehandelt, sie doch La Croix angetrautes Weib war.

„Wenn Du Rosamond jemals finden solltest, Baptiste, so sage ihr, daß ich sie bis ans Ende geliebt habe, und bringe ihr meinen Segen. Sei gut gegen sie und vergib auch Du ihr, um meinetwillen, Lieber."

So sprach er, als der herannahende Tod ihm die Augen schon getrübt hatte, und Baptiste versprach es.

Worte waren die Antwort. Sie sprach ihm ihre Verachtung aus, daß er, mit dem Blut der Bourbonen in den Adern, eine solche Mesalliance geschlossen hatte, legte eine Hundertfrancsbanknote bei, und verbot ihm, je wieder einen Brief nach dem Schloß zu schicken, so lange sie noch am Leben und jenes noch nicht in seinem Besitz sei.

Spät am Abend, als Rosamonds Gemahl von seinem gewöhnlichen Ausgang nach Hause kam, gab sie ihm den Brief. Er las ihn mit fast rasender Verzweiflung, überhäufte sie mit den heftigsten Vorwürfen und nannte sie die Urheberin seines ganzen Unglücks; dann warf er ihr den grausamen Brief mit dem Gelde, welches er enthielt, vor die Füße und verließ sie für immer.

Inmitten solcher Armut und solchen Kummers, wie sie nur eine Frau ertragen und überleben kann, wurde Rosamond ein Kind geboren. Das Geld, welches die alte Madame La Croix geschickt hatte, war ihr ganzes Besitztum in der Welt. Als fast der letzte Schilling aufgezehrt war, nahm sie mit einem Mut, den ihr einzig und allein die Verzweiflung eingeben konnte, ihr Kind und gab es unter seinem Taufnamen in



Meran. (Mit Text.)

Nachdem alles vorüber war, verließ auch der letzte der Familie an einem heitern Frühlingstag für immer das alte Heim, um sein Glück in der weiten Welt zu suchen; und sie, die Urheberin all des Elends, erntete Dornen, wo sie Unkraut gesäet hatte.

Der Chevalier La Croix heiratete das Mädchen, welches er aus dem Vaterhaus entführt hatte, und brachte sie nach Deutschland. Hier war das wenige Geld, welches er besaß, bald aufgezehrt, und er nahm nun seine Zuflucht zu den Spieltischen in der Hoffnung, dort die Mittel zu finden, mit denen er sich und seine Frau ernähren konnte. Von Stadt zu Stadt getrieben, kannte die unglückliche Rosamond keinen Frieden. Sie hatte gesündigt und wurde hart dafür gestraft. All die Liebe, welche ihr Gatte einstmals für sie empfunden, schien dahin zu sein; doch der Kelch der Leiden war noch nicht voll.

Ein Jahr ungefähr, nachdem sie das Vaterhaus verlassen, trafen sie an einem trüben Herbstabend fast gänzlich mittellos in London ein. La Croix's letzte Hoffnung war noch seine Mutter. An sie schrieb er einen langen Brief, worin er ihre Verzeihung und Hilfe erflehte. Wenige kalte

eine barmherzige Anstalt für verwaiste Kinder. Mit ihrem Kinde ließ sie auch jede Regung trauter Liebe, jede sanfte Leidenschaft, jedes weibliche Gefühl hinter jenen kalten, grauen Mauern zurück.

2.

Im Vorderzimmer des zweiten Hauses am Kathedralenplatz zu Newborough saß ein junger Mann am Schreibtisch. Da er dem Fenster den Rücken zuwandte, fiel ihm das Licht der Nachmittagssonne voll auf das goldene Haar und das Gesicht blieb im Schatten. Es war ein schönes Antlitz, mehr noch schön durch den edeln, ruhigen Ausdruck seiner Züge und den sinnenden Ernst seiner blauen Augen als wie durch wirklich schöne Formen. Es ist dasselbe Gesicht, wenn auch mit den Jahren verändert, veredelt durch ernstes Denken, doch noch immer dasselbe Gesicht, welches vor zehn Jahren an einem Winterabend in demselben Zimmer in Baptiste Norman's einsames Leben hineinschien und des Musikers Herz so schnell gewann, daß dieser den freundlosen Knaben in sein Haus aufnahm wie einen Sohn.



Auf dem Weg zur Klavierstunde. (Mit Text.)

Anthony Drew war zweiter Kantor an der Kathedrale und lebte noch immer bei Baptiste Norman in dem alten, netten Haus am Kirchplatz mit dem grauen Steinthor und dem blanken Messingschild an der Thür. Das Zimmer, in dem er sich befand, war jetzt ebensowohl sein Studierstübchen wie Baptiste's Sanktuarium. Das Gemach selbst war noch das alte; der Teppich nicht viel mehr verblichen; die wollene Tischdecke schien noch in denselben Falten zu hängen wie damals, und das Harmonium in der schattigen Ecke hatte sich von allen am wenigsten verändert.

Der junge Mann erhob sich plötzlich, verließ den Schreibtisch und trat an das sonnenbeschienene Fenster. An der gegenüberliegenden Seite des Platzes erschien soeben Norman, eine Notenrolle in der Hand. Die letzten zehn Jahre hatten nur wenig Spuren bei ihm zurückgelassen, ein grauer Schein hier und da in dem dunkeln, lockigen Haar war vielleicht das einzige. Schnellen, wiegenden Schrittes kam er über den Rasen. Kurz vor dem Hause traf er des Bürgermeisters älteste Tochter, welche stehen blieb, um ihm die Hand zu reichen.

Anthony beobachtete die beiden und konnte sich dabei eines Lächelns nicht erwehren. „Wenn Herr Norman Dora's veraltete Wirtschaftsführung noch länger geduldig ertragen will, dann liegt die Schuld an ihm allein," dachte er. Das Lächeln umspielte noch seine Lippen, als Norman eintrat.

„Herr Norman," sagte Anthony, ohne sich umzudrehen, „ich habe heute nachmittag Besuch gehabt."

Ein wenig ermüdet ließ sich der Angeredete in den gestreiften Lehnstuhl sinken. „Ja nun, Antoine?" meinte er zerstreut.

„Eine Dame, eine Landsmännin von Ihnen, Monsieur," fuhr Anthony fort, „welche Sie bitten wollte, der Tochter des Oberst Dean Musikunterricht zu erteilen."

„Wer war die Dame?"

„Ich weiß nicht," erwiderte der junge Mann, während er Baptiste eine Karte reichte.

„Madame Ridau," las dieser langsam; „der Name ist mir gänzlich fremd, Antoine. Nun, und was weiter?"

„Das ist alles, Monsieur," erwiderte dieser ernst, „aber lastet nicht schon zu viel auf Ihnen?"

„Ich kann diese eine Pflicht schon noch übernehmen — für einige Zeit wenigstens: diesen Monat verliere ich zwei Schüler — Geoffry und Eric Muir; freilich hatte ich nicht gerade die Absicht, mir Ersatz dafür zu suchen," sagte Norman mit einem Seufzer des Bedauerns. „Weißt Du etwas über die Familie Dean, Antoine?"

„Absolut nichts, Monsieur. Ich bin für die nächste Woche zum Oberst Dean zu Tisch gebeten. Er gibt dem Bürgermeister zu Ehren eine große Gesellschaft, wozu er an die ganze Geistlichkeit und Lehrer der Kathedrale eine allgemeine Einladung schickte; natürlich gilt diese auch mir."

„Wer mag wohl die Dame gewesen sein, Antoine?"

Der Gefragte sann einen Moment nach.

„Vielleicht die Gouvernante seiner Tochter, oder eine Verwandte vom Oberst; eine feine Dame war es jedenfalls."

* * *

„Ich lasse Sie sogleich herein, mein Herr, sogleich."

Die von einer unsichern, zitternden Stimme gesprochenen Worte trafen Norman's Ohr, als er sich vergeblich bemühte, das Parkthor zu öffnen. Er schaute nach der Portierloge und sah von dort her einen alten Soldaten auf das Thor zugehumpelt kommen. Die gebeugte Gestalt stützte sich fest auf den Stock; das lange graue Haar hing in einzelnen, dünnen Locken bis auf die Schultern herab und auf der eingesunkenen Brust glitzerten eine Anzahl Medaillen in der Morgensonne.

„Verzeihen Sie, Herr, daß ich Sie warten ließ, die Thore werden aber so früh noch nicht geöffnet und meine alten Finger sind nicht mehr so geschickt und flink wie sonst." — Dabei bemühte er sich mit nervös zitternden Händen das Schloß zu öffnen.

„Ich habe keine Eile," bemerkte Norman.

„Jetzt geht es, mein Herr," sagte der alte Mann, als das Schloß nachgab und das Thor aufsprang.

Während der Professor hindurch und auf den kiesbestreuten Weg schritt, blieb er einen Moment stehen, um sich nach dem alten Mann umzusehen, der sich auf einen Schemel niedergesetzt hatte, welcher vor der Thür des Portierhäuschens stand.

„Sind Sie hier Portier?" fragte Norman, den Angeredeten voll Interesse anschauend.

„Ja, Herr. Zu etwas anderem bin ich nicht mehr nütze," lautete die bereitwillige Antwort; und des alten Mannes matte Augen streiften nach dem weiten Meer hinüber, welches, wie man über die Gipfel der Bäume hinweg sehen konnte, den Park begrenzte.

„Sie haben hier einen hübschen Platz," fuhr Baptiste fort, wie jemand, der ein längeres Gespräch anzuknüpfen wünscht.

„Ja, Herr, das habe ich meinem Oberst zu danken, Gott segne ihn. Er gehört nicht zu denen, welche ihre Leute im Alter vergessen, am wenigsten den alten Claud Jervis — davon habe ich Beweis genug."

„Sie haben bei der Truppe gedient?" fragte Baptiste.

Damit hatte er die rechte Seite berührt. Die Augen des alten Soldaten leuchteten freudig auf.

„Ja, Herr, ich stand unter Sr. Hoheit dem Herzog W.," sagte er stolz; „und wir — mein Bruder Owen und ich — waren mitten im dichtesten Schlachtgetümmel, als Marschall Soult vor Toulouse von unseren Truppen zurückgeschlagen wurde; da war es auch, wo ich meine Wunde an der Brust davontrug, die mich für manchen langen Monat im Hospital hielt. Ich lag noch auf dem Krankenlager, als die große Schlacht gewonnen wurde. Das war eine harte Prüfung — eine sehr harte Prüfung, denn damals hatte ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben."

„Welche Hoffnung?" fragte Baptiste.

„Wieder zur Truppe zu kommen, Herr — das war vor Waterloo; aber es wurde niemals wieder ganz gut — ich meine die Wunde. Ja, ja! ein jeder hat seine Prüfungen und das war die meine. Ich meine, der arme Kaiser bekam auch sein Teil. Was war das für ein Mann, Herr! Wenn es ihm nur der Allmächtige nicht in den Sinn gegeben hätte, daß er sein Schwert für eine falsche Sache zog. Er war vollständig im Unrecht, nicht, Herr? Doch es gibt seinesgleichen nicht und ich bin stolz auf die Ehre, daß ich gegen ihn kämpfen durfte."

Es lag in des alten Mannes Geschwätz so viel einfacher Enthusiasmus, daß die Neigung, über seine Worte zu lächeln, durch die treuherzige Art, in der sie gesprochen waren, unterdrückt wurde.

„Sie sind schon lange in Oberst Deans Diensten?"

„Sehr lange, sehr lange — ich war schon vor Fräulein Susanna's Geburt bei ihm; nächsten Michaelis werden es dreißig Jahre. Es ist mir, als wäre es gestern gewesen, wo sie noch alle Welt anschaute wie eine Junirose. Die Leute sagen, Fräulein Margarete sei eine Perle; meiner Ansicht nach war Fräulein Susanna ein viel glänzenderer Edelstein," sagte der alte Soldat.

„Sie ist wohl gestorben?" fragte Baptiste.

„Gestorben, Herr?" wiederholte der Alte, indem er unsicher den Blick auf Baptiste wandte. „O, nein, tot ist sie nicht; aber sie heiratete einen armen Mann, einen einfachen Kaufmann, und die Deans sind ein stolzes Geschlecht, alle, nur sie nicht. Wie glücklich wäre ich, könnte ich noch einen einzigen Blick in ihr Gesicht thun, bevor ich sterbe; doch das ist unmöglich."

Die trüben Augen schweiften wieder nach dem Meere hinüber und Norman schritt langsam weiter, nachdem er dem alten Mann einen freundlichen guten Morgen zugerufen hatte, welchen dieser, tief in wachendes Träumen versunken, überhörte. Wie von jeher seine Gewohnheit, so dachte der Professor auch jetzt beim Gehen über das soeben Gehörte nach. Wer war jene Susanna, von welcher der alte Portier mit so zärtlichem Bedauern gesprochen hatte? Wie mochte ihre Lebensgeschichte sein? Gewiß nur traurig, wie meist, wenn die Tochter eines altadeligen Hauses einen gesellschaftlich unter ihr stehenden Mann liebt. Auch mußte sie stark gewesen sein in ihrer Liebe — stark und treu und mutig.

Ueber dies alles dachte Norman nach und fragte sich, ob sie wohl ihre Belohnung erhalten habe? Er mußte eine Weile in dem behaglichen Empfangszimmer warten, und es war ihm, als sähe er auf dem eleganten Sofa und all' den prächtigen Stühlen eine von Verzweiflung gebrochene Gestalt, ein junges, bleiches, sorgenvolles Gesicht, ein Gesicht, wie er es vor vielen Jahren in einem anderen Lande gekannt hatte, obgleich er jetzt an Susanna Dean dachte.

„Ich muß mich selbst vorstellen," ertönte plötzlich eine zarte, melodische Stimme an seiner Seite und veranlaßte ihn, die Augen von den eingebildeten Szenen, die er zu schauen meinte, abzuwenden und träumerisch auf die Sprecherin zu richten — ein kleines, schlankes Mädchen mit tiefschwarzem glänzenden Haar, sanften, grauen Augen, weicher, zarter Haut, einem feingeschnittenen, ganz klein wenig gebogenem Näschen und einer zierlichen Gestalt, welche ein elegantes, mattblaues Kleid umschloß. Das also war Margarete — die Perle.

„Ich muß mich selbst vorstellen, Herr Norman — ich bin Fräulein Dean. Mein Vater ist augenblicklich beschäftigt, und meine Gouvernante fühlt sich nicht ganz wohl."

Norman verbeugte sich.

„Meine Gouvernante — Madame Ridau — meint, ich sei in mehreren meiner musikalischen Studien noch nicht ganz gut," fuhr Fräulein Dean mit silberhellem Lachen fort; „wenn Sie mir dabei Ihre Hilfe und Anleitung wollten zuteil werden lassen, Herr Norman, so würden Sie mich sehr glücklich machen."

Wenn Baptiste ein gewandter Salonmensch gewesen wäre, dann hätte er der Rede der jungen Dame jedenfalls mit einem passenden Kompliment geantwortet; so aber erwiderte er ihr einige ernste Worte, deren Ton mit dem des lebhaften Mädchens stark kontrastierte.

„Welches ist augenblicklich Ihr besonderes Studium, Fräulein Dean?"

„Geistliche Musik."

Sie schritt ihm durch den großen Salon voran und schob einen Vorhang zurück, welcher den Eingang zu einem kleineren Gemach deckte. Dieses hatte ein großes Fenster, von dem aus man eine weite Aussicht über den Park und den dahinterliegenden blauen Hügel hatte. Der Duft von Heliotrop und Geranium drang durch den offenstehenden Fensterflügel herein. In einer tiefen Nische stand ein Harmonium. Margarete Dean setzte sich an das Instrument und Baptiste Norman legte, nachdem er ein Musikstück ausgewählt, das betreffende Notenheft offen vor sie hin.

Plötzlich wurde der Vorhang leise beiseite geschoben, und eine große, hagere Frau schaute, den Hut auf dem Kopf und einen grünen Schleier

vor dem Gesicht, in das Zimmer herein. Einen Augenblick lang betrachtete sie die Szene vor ihren Augen — die anmutige Mädchengestalt im vollen Sonnenschein und das ernste Gesicht des Musikers, wie er sich über sie beugte.

Schnell wandte Fräulein Dean den Kopf zur Seite; der Vorhang fiel herab, und die ihn gehalten hatte, verschwand.

Die Stunde war fast zu Ende, als jemand anderes den Vorhang hob, diesmal aber geräuschvoller, und ein stattlicher Herr mit vollem, grauem Schnurrbart, den Margarete, ohne aufzustehen, als ihren Vater vorstellte, trat in das Zimmer.

Oberst Dean reichte Norman freundlich die Hand und forderte ihn auf, ihn zu begleiten, um mehrere besonders schöne Exemplare von Farren anzusehen, die soeben angekommen waren.

„Setze Deinen Hut auf, Meg, und komm auch mit," rief er seiner Tochter zu, während sie durch die Balkonthüre des Empfangszimmers das Haus verließen. „Meine Tochter versteht von Pflanzen fast eben so viel wie ich, Herr Norman, und das will schon etwas heißen, denn seit ich mich in das Privatleben zurückgezogen habe, widme ich meine ganze freie Zeit diesem Studium."

Fräulein Dean trat im Gewächshaus, wo sie unter all' den Blumen wie deren Königin erschien, wieder zu den beiden Herren. Der Professor würde wohl kaum noch länger verweilt und die anmutige Gestalt und das frische, lebensfrohe Antlitz seiner Schülerin betrachtet haben, während sie von einer Pflanze zur anderen hüpfte und sich über eine jede mit unverhohlener Freude und verständnisinnigem Interesse beugte, wenn Oberst Dean ihn nicht gutgelaunt aus dem Gewächshaus zu den Rosenbeeten und dann zu den Frühbeeten und Schlingpflanzen geschleppt hätte. Schließlich versuchte er noch, ihn zu dem Versprechen zu bearbeiten, daß er seinen jungen Freund, den Kantor Drew, am folgenden Dienstag zu des Obersten Tischgesellschaft begleiten werde. Norman jedoch schlug die Einladung unter der steten Entschuldigung aus — er besuche niemals größere Gesellschaften.

„Nun, so machen Sie zu unseren Gunsten eine Ausnahme," sagte der Oberst. „Meg, komm, versuche einmal, ob es Dir gelingt, Herrn Norman umzustimmen."

Fräulein Dean hob die Lider ihrer blauen Augen und schaute mit stolzer Schüchternheit in des Organisten ernste Züge. Dieser blickte sie an und sagte: „Ja, ich werde kommen," worüber er sich auf der ersten Hälfte seines Heimweges große Vorwürfe machte. Auf der zweiten Hälfte desselben dachte er noch einmal über das nach, was Claud Jervis ihm über Fräulein Susanna Dean gesagt hatte.

Die kurze Erzählung dieser unglücklichen Heirat hatte in seiner Erinnerung eine Saite ertönen lassen, welche lange Zeit unberührt geblieben war. Doch plötzlich brach er mitten in seinem Gedankengang ab, da er von weitem Anthony Drews schlanke Gestalt erblickte. Norman ging ihm entgegen, um ihm von der Einladung zu sagen, die wie eine schwere Bürde auf ihm lastete. Der junge Mann riß die großen blauen Augen weit auf vor Staunen und Ueberraschung: „Sie wollen zum Diner gehen! Es geschehen noch täglich Wunder, Monsieur!"

3.

Oberst Dean war äußerlich ein jovialer, launiger, heiterer Mann. Margarete, seine Tochter, war äußerlich und besonders in Gesellschaft kalt und zurückhaltend; doch die wechselnde Farbe ihrer Wangen, die kommenden und gehenden Schatten in ihren dunkeln Augen zeigten, was für ein feinfühlendes, freimütiges, warmherziges Mädchen sie war! So dachte auch Norman, der seiner Schülerin Charakter mit der tieferen Weltweisheit seiner dreiundvierzig Jahre betrachtete, als sie an ihres Vaters Tisch präsidierte. Der Bürgermeister, welcher sie zu Tisch geführt hatte, befand sich in lebhafter Unterhaltung mit ihr; und Anthony Drew, welcher mit tiefem Ernst ihr wechselndes Mienenspiel beobachtete, ließ die Herren beim Weine sitzen und folgte den Damen auf dem Fuße nach dem Salon. Er saß an Margaret's Seite und sprach zu ihr mit demselben ernsten Ausdruck im Gesicht, als Norman eine halbe Stunde später mit dem Wirt und dem Bürgermeister hereintrat. Allein, in einer schattigen Ecke saß eine ältere Dame, eine Anzahl jüngerer hatte sich um den Flügel gruppiert. Die Junidämmerung brach immer tiefer herein. Die Damen am Klavier waren sehr laut, und als der Lärm einen Augenblick gedämpft war, benutzte denselben der alte Bürgermeister, welcher sich mit dem Oberst unterhielt, dazu, Fräulein Dean mit so vernehmlicher Stimme zuzurufen, sie solle ihm etwas vorsingen, daß es diese am anderen Ende des Zimmers verstand. Sie erhob sich sofort und rauschte in ihrem weißseidenen Kleide, Perlen in dem glänzenden Haar, durch das Zimmer dem Vorhang zu, welcher das Gemach mit dem Harmonium von dem Salon abschloß. Sie schlug ersteren zurück und trat ein. Anthony war ihr langsameren Schrittes gefolgt und beugte sich über sie, während sie sang. Durch die lauschige Stille der hereinsinkenden Dämmerung drang mit klarer, voller Stimme ein geistliches Lied. Es war dasselbe, welches Baptiste vor Jahren von Anthony gehört, als der stattliche, schöne, junge Mann noch ein bleicher, ernster Knabe war und zum erstenmal in Normans Studierzimmer stand.

„Vernimm mein Gebet, o Herr, und erhöre mein Flehn."

Vielleicht hatte es Anthony vergessen; Baptiste nicht; und als er die zwei anmutigen Gestalten mit dem nebelhaften Hintergrund des Zwielichtes durch das Spitzengewebe der zurückgezogenen Vorhänge beobachtete, glaubte er, nicht Margaret's glockenreine Stimme sondern Anthony's lieblichen Diskant zu hören.

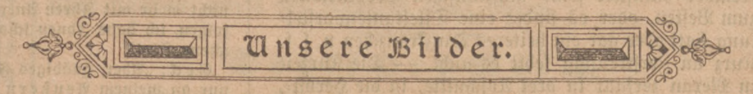
* * *

Spät in der Nacht saß Madame Ridau mit bleicher, bekümmerter Miene, die brennend heißen Hände auf dem Fensterbrett gefaltet, in ihrem Zimmer, von dem aus man über die Gipfel der Bäume hinweg das Meer sehen konnte. „Ich habe Kopfweh," hatte sie gesagt, als ihre Schülerin beim ‚Gute Nacht' sagen sich freundlich nach ihrem Befinden erkundigte. Und lange noch, nachdem die Turmuhr die erste Stunde verkündigt, saß sie am Fenster und schaute nach dem Wetterleuchten, wie es über die blauen Hügel zuckte und auf der ruhigen See glänzte, — ihre Augen schauten — Kopf und Herz aber wußten nichts davon.

(Schluß folgt.)

Die Pegnitzschäfer.

Es war im Jahre 1644, als zwei Ratsherren zu Nürnberg: Georg Philipp Harsdörfer und Johann Klaj, auf den Gedanken kamen, eine Art von Sprach- und litterarischen Verein in's Leben zu rufen: „zur Beförderung der Reinheit der deutschen Sprache, vorzüglich in der Reimkunst". Dieser Verein wurde „die Pegnitzer Hirtengesellschaft" getauft, auch: „Pegnesischer Schäferorden", „gekrönter Blumenorden", oder: „Löblicher Hirten- und Blumenorden von der Pegnitz" genannt. Die Statuten geboten, daß die Mitglieder Sorge zu tragen hätten: „daß durch sie samt und sonders und durch ihre poetischen Gedichte des dreieinigen Gottes Name und Ehre auf eine rechtschaffene und ungeheuchelte Weise gepriesen, und nach ihrem Vermögen weiter ausgebreitet würden." Außerdem empfahl der Orden die Erhaltung der deutschen Sprache „in ihrer natürlichen Art". Ferner wurde den Ordensschäfern: „ein Stück von dem Reichswald zu einem Irrhain angewiesen, darinnen die Herren Gesellschafter nach Belieben zusammenkommen und sich ergötzen könnten." In diesem kunstvoll angelegten Irrgarten durften die Pegnitz-Schäfer sich nach Belieben auch eine eigene Klause für ihr persönliches Vergnügen aufrichten lassen. Auch an Ordensnamen, Devisen, Verleihung des Symboles einer Blume an jeden Pegnitzschäfer ꝛc. fehlte es nach Sitte damaliger Zeiten nicht, bis mit der alten Zeit auch die alte Form des Hirtenordens entschwand, und er in entsprechender Weise als litterarischer Verein fortbestand und so sich heute noch erhalten hat. K. Reichner.



Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich-Ungarn. Am 2. Dezember d. J. feiert der dermalige Kaiser und König von Oesterreich-Ungarn die Vollendung des vierzigsten Jahres seiner vielbewegten Regierung, was in seinen Ländern Veranlassung zu einer großartigen Feier gibt, denn dieses Reich hat unter der weisen und milden Regierung dieses Monarchen erfreuliche Fortschritte gemacht. Kaiser Franz Joseph I. Karl ist am 18. August 1830 geboren als der älteste Sohn des Erzherzogs Franz Karl (des zweiten Sohns von Kaiser Franz II.) und der Erzherzogin Sophie, geborene Prinzessin von Bayern. Da sein Oheim Kaiser Ferdinand keine Kinder hatte, so galt Franz Joseph von Jugend auf als Erbe des österreichisch-ungarischen Thrones und war im Hinblick darauf von dem Grafen Bombelles und Mislain erzogen und mußte namentlich die Hauptsprachen der Völker der Monarchie erlernen. Im April 1848 wurde er zum Statthalter in Böhmen ernannt und machte bald darauf den Krieg in Italien mit. Die stürmischen Ereignisse des Jahres 1848 veranlaßten Kaiser Ferdinand am 2. Dezember 1848 der Krone zu entsagen, worauf sein Bruder Erzherzog Franz Karl ebenfalls auf die Thronfolge verzichtete und der Tags zuvor für volljährig erklärte Franz Joseph unter den ungünstigsten Umständen den Thron bestieg. Er warf zunächst mit russischer Hilfe den Aufstand der Ungarn nieder, oktroyierte nach Auflösung der Reichsversammlung zu Kremsir am 4. März 1849 eine Verfassung, welche alle einzelnen Länder der Monarchie zu einem Gesamtstaate verschmolz, aber nicht lebensfähig war. Nachdem er durch Besiegung der Ungarn und der Krone Sardinien den Bestand des österreichischen Staats wieder gefestigt hatte, suchte seine Regierung die Zustände möglichst auf den Stand vor 1848 zurückzuführen, was den Krieg von 1866 zur Folge hatte. Franz Joseph ist seit dem 24. April 1854 vermählt mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Herzogs Max in Bayern (geb. 24. Dezember 1837), deren Bild wir in unserer nächsten Nummer geben werden. Aus dieser Ehe gingen hervor: 1. die Erzherzogin Gisela, geb. 12. Juli 1856, vermählt am 20. April 1873 mit dem Prinzen Leopold von Bayern; 2. der geistvolle und mannhafte Kronprinz Rudolf von Oesterreich-Ungarn, geb. 21. August 1858; und 3. die Erzherzogin Marie Valerie, geb. zu Ofen 22. April 1868. Die Ehe des Kronprinzen mit der belgischen Prinzessin Stephanie (seit 10. Mai 1881) ist mit einem Kinde gesegnet, der Erzherzogin Elisabeth, geb. 2. September 1883. O. M.

Meran. So nennt sich jener gottbegnadete Erdenwinkel, den ein gütiges Geschick an das Ufer der rauschenden Passer verlegt und mit allen Wundergaben der Natur in verschwenderischer Weise ausgestattet hat, zu Nutz und Frommen gesunder und kranker Staubgeborener, damit sich erstere des son-

nigen Lebens freuen, die letzteren Heilung oder wenigstens Trost und Linderung finden. Lage, Klima, Vegetation, landschaftliche Schönheit, kurz alles was die Natur bietet, hat sich mit der Kultur vereinigt, um aus dieser Scholle ein Eden zu schaffen, wie kein zweites in den Alpen existiert. Und damit auch das Auge des Denkers und Forschers daran Genuß finde, weiht diese Gegend der Zauber einer romantischen geschichtlichen Vergangenheit und der Reiz eines urkräftigen, durch das Gepräge seiner Gotenabkunft geadelten Volksstammes. Der Kurort Meran umspannt eigentlich vier Gebiete, das Städtchen selbst (das römische Maja, später die alte Landeshauptstadt von Tirol), das sich mit dem Rücken an den schützenden Küchelberg anlehnt, Obermais, das südöstlich von ihm in freierer und höherer Lage am linken Passerufer gegen den Ifinger sanft ansteigt, das tiefer liegende Untermais und das liebliche Gratsch im Nordosten der Stadt. Meran muß schon in früher Zeit wegen seines gesunden Klimas berühmt gewesen sein, wenigstens rieten zur Zeit einer sog. „Schweißsuchtepidemie" im Jahre 1529 die Aerzte dem König Ferdinand, seine Kinder nach Meran zu schicken, allerdings nicht in die Stadt selbst, „so nicht am luftigsten gelegen", sondern in die nächste Umgebung. — Sonst muß es im germanisierten Maja ziemlich „lustig" hergegangen sein, denn der „Tiroler Landtreim" von 1558 sagt von der Vorstadt Steinach:

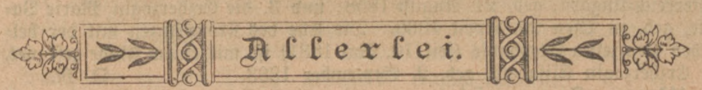
> Bei Meran auf Stainachr Kirchtag
> Nach Essen und Trinkhen ist da vil Frag 2c.

Den eigentlichen Aufschwung als Kurort nahm Meran erst in den Vierziger Jahren. Seitdem ist sein Ruf von Jahr zu Jahr gestiegen. Die Zahl der Kurgäste, die sich im Jahre 1860 auf 766 bezifferte, betrug im letzten Jahr 6541. Dieser rapide Aufschwung und Zufluß von Fremden hatte natürlich eine vollständige Umgestaltung aller Verhältnisse zur Folge. Hotels und Gasthöfe, Kaffee's und Restaurationen, Villen und Pensionen wuchsen wie Pilze aus der Erde. Wer nur ein Zimmer entbehren konnte, ließ es komfortabel einrichten und vermietete es an Kurgäste. Eine energische Kurverwaltung sorgte für die Herstellung bequemer, windfreier Anlagen, aussichtreiche Spaziergänge und rationellen Gebrauch der Kurmittel, für Komfort und angemessene Unterhaltung. Bald genügte der enge Stadtrayon dem Raumbedürfnis nicht mehr; das herrlich gelegene Obermais und der stille Winkel von Gratsch wurden in den Kurverband gezogen. Im Jahre 1874 erstand das prächtige Kurhaus mit Lesehalle, Konversationssalon, Spiel- und Rauchzimmer und mit ihm ein Mittelpunkt für geselliges Leben und Zerstreuung. Eine ganz brave, taktfeste Musikkapelle erheitert mit ihren Weisen täglich die Promenade und belebt mit ihren Konzerten die Abende im Kurhaus. — Nicht selten gibt auch ein fremder Künstler seine musikalischen Produktionen zum Besten, oder es findet eine Dilettantenvorstellung statt oder gar ein heiteres Tanzkränzchen u. s. f. Kurz an Zerstreuung fehlt es nicht. — Die Kurzeit in Meran zerfällt in drei Abschnitte, in die Herbst-, Winter- und Frühlingssaison. Erstere beginnt mit 1. September und dauert bis Ende Oktober. Es ist die Saison der Traubenkur. Die vollsaftigen und wohlschmeckenden Meraner Trauben sind ja weltberühmt, besonders die großbeerige Vernatschtraube eignet sich wegen ihrer feinen Schale trefflich zu Kurzwecken. An den unvergleichlich schönen Herbsttagen in Meran, wann sich ein blauer wolkenloser Tag an den andern reiht, kann man in den Anlagen oder auf der Wassermauer, dem Corso Merans, ganzen Zügen promenierender Kurgäste begegnen, die traubengefüllten Körben in der Hand, die süßschmeckenden Beeren zum Munde führend.



Dame: „Wie oft soll ich Ihnen noch sagen, mich nicht mehr mit Ihren Anträgen überallhin zu verfolgen, ich habe Ihnen schon oft gesagt, ich verabscheue Sie!"
Geck: „Aber, gnädiges Fräulein, was haben Sie nur an meinem Aeußern auszusetzen?"

Auf dem Weg zur Klavierstunde. Man hört heutzutage so viel spotten und klagen über die Klavierseuche, und es ist wahr, daß es zur Mode geworden ist, die Kinder zum Klavierspiel zu zwingen, weil dieses für ein unerläßliches Tribut höherer Bildung oder allgemeiner Bildung angesehen wird. Diese Ansicht nun ist eine ganz richtige und löbliche, denn das Klavier ist nächst der Violine das anmutigste und wirksamste musikalische Instrument und jeder musikalische Begabte zu beneiden, dem es vergönnt war, Klavier spielen zu lernen. Der Spott und die Beschwerde kann daher nur dem Mißbrauch und dem falschen Eifer gelten, welche musikalisch unbegabte oder träge Kinder zur Erlernung dieser schönen und edlen Kunst zwingen wollen, weil Klavierspiel nun einmal für eine fashionable und zur weltmännischen Bildung unerläßliche Kunst gilt. Es ist meist Menschenquälerei und Vergeudung von Geld und Zeit, auf was dieser Zwangsunterricht hinausläuft. Ohne innere Begabung und Drang lernen die Kinder ja nichts; sie wissen noch nicht, daß jede Kunst nur ein Können und die Folge von emsiger Uebung ist, und sind nur mit Mühe an das Klavier zu bringen, um sich zu üben. Ohne Uebung aber gibt es keinen Fortschritt und kein Können. Unser Künstler führt uns auf vorstehendem Holzschnitt solch eine arme Kleine vor, welche ohne musikalisches Gehör und innere Neigung zum Klavierspiel gezwungen wird. Fast mit Widerwillen geht sie jetzt zur Klavierstunde mit dem Bewußtsein, daß sie für die versäumte Uebung einer herben Rüge des Lehrers entgegen geht, und das Vorgefühl dieser Rüge verbittert dem armen Kinde sichtlich den Tag. O. M.



Aerztliche Diagnose. „Wie ist es denn nachts mit Ihrem Schlaf, mein Lieber?" — „Mit dem ists gar nichts, Herr Doktor." — „Schlimm, schlimm! Woher kommt denn das?" — „Ja wissen Sie, Herr Doktor, ich bin nämlich Nachtwächter!" — „Das ist auch Ihr Glück, denn sonst würde ich Sie für sehr krank halten müssen." (Ulk.)

Ein etwas unbequemer Auftrag. Frau P. von T.: „Nun, leben Sie wohl, liebe Herzogin! Da fällt mir ein, darf ich von Humm morgen abend mitbringen? Sie wissen doch, den großen Orgelspieler?" — Die Herzogin: „Ja wohl! Sagen Sie ihm auch, er solle sein Instrument mitbringen."

Inschrift über einer italienischen Weinkneipe: „Hier hat man das seit langer Zeit vergessene Geheimnis wieder entdeckt, aus dem Saft der Trauben Wein zu bereiten."

Wenn man kurzsichtig ist. „Es ist hier auf der Soiree entsetzlich langweilig. Gehen wir, Freund Julius." — „Ich heiße zwar nicht Julius, aber Sie haben recht, und ich ginge auch gern mit Ihnen, wenn ich nicht der — Hausherr wäre!" (Fliegende Blätter.)

Wie schnell kommt man um die Erde? — Mit einer Eisenbahn würde man in etwa 35—40 Tagen um die ganze Erde fahren können, während man auf einer Fußtour im Schnellschritt 1 Jahr, 63 Tage nötig hätte. Der Schall dagegen braucht nur $52^1/_2$ Stunden, das Licht $^1/_{10}$ Sekunde, und der elektrische Telegraph noch weniger als $^1/_{10}$ Sekunde. K. N.

Praktischer Bescheid. Dichter: „Verzeihen Sie, haben Sie vielleicht Verwendung für lyrische Gedichte?" — Redakteur: „Gewiß! Jetzt im Winter, wo geheizt wird." (Ulk.)

Lassen Sie sich nicht stören. — Dem berühmten Violinspieler Vieuxtemps begegnete einst auf seiner Kunstreise ein etwas unbequemer Fall. Er hatte sein Absteigequartier bei einem reichen Russen und war nicht wenig entsetzt, als er beim Mittagessen unter dem Tische eine schwarze Masse ihre glühenden Augen auf sich richten sah. — „Lassen Sie sich nicht stören," sagte die Dame vom Hause, „es ist der schwarze Wolf, er ist zahm." — Als Vieuxtemps sich abends schlafen legen wollte, zeigte sich ihm dieselbe schwarze Masse. — „Lassen Sie sich nicht stören, es ist der schwarze Wolf, ich will ihn wegjagen," sagte der Bediente. — Am andern Morgen hörte Vieuxtemps Flintenschüsse vom Hofe heraufftönen. „Was bedeutet das?" fragte er den eintretenden Bedienten. — „Lassen Sie sich nicht stören," antwortete dieser; „man erschießt den schwarzen Wolf, weil er diese Nacht unsern Koch zerrissen hat." Gr.

Das Vorbereiten der Saatkartoffeln zur Frühsaat. — Jeder Gemüsezüchter hat seine besondere Methode, um die ersten Kartoffeln zu Markt tragen zu können; manche haben aber auch gar keine und kommen immer hinten d'rein. Hier bringen wir das Vorbereiten der Frühkartoffel aus der Umgegend von Paris, wo die Kultur sehr lohnend und sehr viel Gewicht auf die erste Kartoffel gelegt wird. Man legt dort die ausgewählten Saatkartoffeln sorgfältig auf Holzhurden neben einander. Diese Hurden werden in einer trockenen Kammer so übereinander gelegt, daß fortwährend die Luft durchzieht. — Die Saatkartoffeln welken infolge dessen zusammen und bilden gesunde, kurze, gedrungene, kräftige Keime. Ist die Zeit der Aussaat gekommen, so nimmt man die Hurden einzeln weg und trägt sie mit den Kartoffeln an den Bestimmungsort. Diese Mühe bezahlt sich durch größere und frühe Erträge immer reichlich.

Quadraträtsel.

a	a	a	a	ch
e	f	h	i	i
k	l	l	n	o
o	p	r	r	s
s	s	s	t	u

Werden die Buchstaben in obenstehendem Quadrat richtig zu Wörtern geordnet, so entsteht an den durch Fettdruck bezeichneten Stellen, in der Mitte der ersten Reihe beginnend und nach rechts weiter lesend, der Name eines berühmten deutschen Dichters. — Die Wörter bezeichnen: 1) eine biblische Person, 2) einen männlichen Namen, 3) einen berühmten Komponisten, 4) eine Oper, 5) eine Stadt in Posen. L. Wick.

Problem Nr. 111.

Von Hauptmann Szabó.

Schwarz.

8 7 6 5 4 3 2 1

a b c d e f g h

Weiß.

Matt in 5 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

der Charade: Spiegelberg; des Homonyms: Suez—Zeus; des Bilderrätsels: Nachlässigkeit in kleinen Dingen, wird dich in großen Schaden bringen.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.